

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

143 (23.6.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 23. Juni

Nummer 143 — 1915

Altdeutsche Schwänke.

Von Jörg Widram.)

Von einem entlaufenen Mönch, der mit der Schrift überwinden ward.

Ein entlaufener Mönch kam auf die löbliche Kunst der Druderei und verpflichtete sich, vier Jahre zu lernen; und als er eine kurze Zeit dabei war, zog er das Gasthütlein ab, also, daß schier alles Geschwäg sein war; was man sagte, so wolt er's besser wissen denn die anderen Gesellen, und sonderlich aus der Bibel und dem Testament; und alle Menschen erlaubte er mit seinem Disputieren. Wie aber der Brauch in Drudereien ist, daß man einen andern wohl kann bezieren, also war auch ein Seher, der ein großer Bezator und sehr wohl mit guten Schwänken ausgestattet war; der sprach einmahl zu dem Mönch: „Du treibst allerwegen viel mehr Geschwäg denn andere Gesellen und bist doch nicht gegründet in der Schrift. Ist es dir gelegen, so will ich am Sonntag, wo wir nicht arbeiten dürfen, eine kurze Disputation mit dir halten doch so, daß nichts verhandelt werde denn mit der Schrift, also, daß sich ein jeder mit der Schrift behelfe und wehre, und es sollen die anderen Gesellen zuhören und Richter sein.“ Der Mönch war wohl zufrieden, und sie versprachen also einander die Disputation. Als nun der Sonntag kam und sie zusammen saßen, hatte sich der Mönch mit seiner Bibel, Testament und was er sonst an Büchern für dienlich dazu hielt, versehen; der Seher, als ein großer Spottvogel, hatte sich in einen Sack getan etwa fünf oder sechs Pfund Buchstaben, welche man auch auf der Druderei nicht anders denn Schrift heißt oder nennt. Und als sie anfangen zu disputieren und der Mönch ihm viel hohe und große Fragen (wie er meinte) aufgab und der Seher ihm stets mit lachendem Munde spöttlich antwortete, also daß der Mönch merkte, daß er ihn bezierte, fuhr er auf und fiel dem Seher ins Haar; aber der Seher war nicht faul und wußte mit seinem Sack hervor, darin die Schrift war, und schlug sie dem Mönch um Kopf und Lenden, wo er ihn treffen konnte, daß der Mönch Wortlos schrie und die Gesellen ihm zu Hilfe kommen mußten. Also mußte dieser Mönch den Spott zu den Streichen haben, und die Gesellen erkannten, daß der Seher gewonnen haben sollte und der Mönch mit der Schrift überwinden wäre. Also ward der Mönch danach ein wenig still, und wenn er etwas anfang, drohten ihm die Gesellen mit der Schrift und sprachen: „Muß man abermals die Schrift fühlbar mit dir brauchen?“

Ein Bayer aß Salz und Brot, damit ihm der Trunk schmecken sollte.

Auf eine Zeit fuhr ein mächtig Schiff auf dem Meer, mit großem Gut und Kaufmannschaft beladen. Es begab sich, daß ein großer Unfall oder Sturm an sie kam, also daß sich männiglich zu sterben und zu ertrinken gefast machte. Auf dem Schiff war ein grober und gar ungebodener Bayer; als er von männiglich hörte, daß sie sich darauf gefast gemacht hätten, zu versinken und zu ertrinken, ging er über seinen ledernen Sack, nahm daraus eine gute, große Schnitt Brot, rieb ein gut Teil Salz darauf, hub an und aß das ganz gemüthlich in sich und ließ andere Leute beten und Gott und seine Heiligen anrufen. Als nun zuletzt der Sturm berging und alles Volk auf dem Schiff wieder zur Ruhe kam, fragten sie den Bayer, was er mit seiner Weise gemeint hätte. Der gute Bayer gab auf ihre Fragen Antwort und sagte: „Dieweil ich von euch allen hörte, wie wir untergehen und gar ertrinken sollten, aß ich Salz und Brot, damit mir ein solcher großer Trunk auch schmecken möchte.“ Dieser Worte lachten sie genug.

Von einem Pfaffen, der spricht: „Herr Gott, wehr du dich da hinten, ich will mich da vorne wehren!“

In der Mailänder Schlacht bei den Schweizern ist gewesen ein Pfaffe mit Namen Jos Has, denn sie haben Brauch, so sie ins Feld ziehen, einen Pfaffen mit sich zu nehmen. Dieser, so man in die Schlacht geben sollte, bindet seinen ledernen Sack, darinnen er die Herrgottsbilder hatte, hinten auf seinen Rücken und spricht: „Herrgott, wehr dich da hinten, ich will mich tapfer da vorne wehren,“ und kommt auch also aus der Schlacht ungeschlagen.

Von den Narren im Sack.

Der Kurfürst zu Sachsen hatte einen Narren, der hieß Claus; der hatte einmahl sich vergangen, weshalb die Kurfürstin zu ihm kam und sprach: „O, lieber Claus, du weißt wohl, was du getan hast; ich besorge, es werde dir übel gehen, denn der Fürst hat dir gedroht, er wolle dich lassen hängen; da helfe nichts dafür.“ Der gute Claus Narr erschrak so übel, daß er schier in die Hosen gehoffert. Das merkte nun die Fürstin und gedachte: „Die Sache wird sich recht schiden“ (denn es war ein angelegter Sandel und darum angefangen). Deshalb sagte die Fürstin weiter: „O, lieber Claus, so du mir folgen willst und tun, was ich dich heißen werde, so will ich dir davon helfen.“ Der Narr war froh, und verließ ihn, er wollte folgen. Da hatte sie einen Edelmann dazu bestellt, der hatte sich verkleidet in Bauernkleidern, daß ihn der Narr nicht erkannte, sondern vermeinte, es wäre ein Bauer. Die Fürstin sagte zu dem Bauern: „Bauerlein, hebes, lang deinen Sack her und laß meinen Claus hinein schlüpfen, und binde den Sack zu und trag ihn vor das Tor hinaus; und wenn man dich fragt, was du tragest, so sag, es sei Haser, den habest du im Sack gefast.“ Das Bauerlein nahm seinen

Sack, steckte Claus Narr hinein, band ihn zu, nahm ihn auf die Achsel und zog mit ihm davon. Wie er aber über die Brücke zum Schloß hinaus will, steht der Kurfürst samt seinen Edelknechten auf der Brücke; der spricht den Bauern an und fragt ihn, was er im Sack trüge. Antwortete das Bauerlein: „Gnädigster Herr, ich trag Haser, den ich im Sack gefast habe.“ Daran wollte sich der Fürst nicht begeben und fragte ihn zum andernmal und sprach: „Du Bauerlein, sage mir die Wahrheit; was tragest du im Sack, daß er so schwer ist?“ Das Bauerlein sprach wie zuvor: „Es ist Haser“, was der Kurfürst gar nicht glauben wollte. Da fing Claus Narr zum Kurfürsten an und schrie: „Du Narr, er trägt Haser! Hörst du nicht? Haser trägt er! Verstehst du nicht mehr Deutsch? Haser! Haser!“ Des lachte der Kurfürst und seine Edelknechte; sie gingen davon und ließen den Narren im Sack stecken.

Aus feldpostbriefen.

„Vorwärts, vorwärts!“ Aus der Schlacht von Ipern bringt die „Adn. Ztg.“ Schilderungen; in einer derselben lesen wir: „Die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel, als wir unsere Reservestellung verließen und dem neuen Bataillonsgeschwänd zueilten. Mit ganz eigenartigen Gefühlen durchschritten wir die Felder und Dörfer, die wir bisher nur bei tiefer Nacht und unter Beobachtung des größten Stillstehens bestreut hatten, da sie im stärksten Feuerbereich lagen. Es war genau eine Stunde nach Ausbruch des Angriffs. „Wissen Sie auch“, sagte der Major zu mir, „daß unser Panzerzug schon durch I... gefahren ist?“ Das Städtchen I... aber vielmehr der Trümmerhaufen, der seine ehemalige Lage verrät, war Ende Oktober von uns geräumt worden. Bis jetzt waren alle Bemühungen während fünf Monaten umsonst gewesen, es dem Gegner wieder zu entreißen. Heute genügt eine halbe Stunde, um es wieder in unsern Besitz zu bringen. Diesmal wird es nicht mehr geräumt! Auf der berückeligen „Granatstraße“ schließt sich der Oberst mit dem Regimentsstab unserm Hauptmann an, um im Eiltempo geht es vorwärts. Auf einer Höhe, auf einer von unzähligen Granatlöchern zerrissenen Wiese, wo Kieradaber und Reste von Auslieferungsläden alte Kampfpfände bezeichnen, ist eine schwere Batterie — kaum 200 Meter hinter den Gräben! — aufgezogen und wartet auf den Augenblick, da sie auch mit eingreifen kann in den Kampf und ihr Vortragsgebrüll mit dem ihrer Nachbarn vermischen darf. Hier, in einem zusammengebrochenen Gehäuf, ist des Obersten und des Majors neues Quartier. Unsere Kompanie soll sich mit dem Rest des Bataillons in dem nahen Wald eingraben. Ich kann es mir nicht verkagen, auf das Dach der Hausruine zu steigen und das Schlachtfeld zu übersehen. Das Glas zeigt aber in der Dämmerung nur unbestimmte Schatten. Das Ohr fängt das Klingelgehörnatter und das Donnern der Geschütze auf. Die Wehklagen klingen es unheimlich in den Lufte. Da steigen in der Ferne Rauchschwämme auf. Weiße und rote, in kurzen Isständen und in bestimmter Zahl. Das war das Zeichen: Unsere Truppen sind durch! Der Feind ist gemorren! Ich springe, nein fahre, vom Dach herunter und eile zum Major. „Der Major, die angegebenen Punkte sind erreicht! Soeben wurden die Signale gegeben!“ Im selben Augenblick summt auch der Fernsprecher. Eine Minute später jage ich atemlos über eine sumpfige Wiese in den Wald, in dem sich das Bataillon gerade einbuddeln will, und wieder kurz nachher wägen sich die vier Kompanien nach vorne, dem lodern den Feuerschein und dem Schlaglarm entgegen. „Vorwärts!“ ist die Losung, und unter Anspannung aller Kräfte geht es nach vorne. In wenigen Minuten haben wir unsere bisherigen Stützengänge erreicht. Da, wo sie die Landstraße durchschneiden, sind sie überbrückt, und ohne Aufseht geht es in das feindliche Gebiet. Nur 150 bis 200 Meter trennen unsere Stellungen hier voneinander. Die feindlichen Gräben laufen zum Teil längs der Straße. Sie sind teilweise mit Wasser gefüllt. Am Rande der Straße liegen die ersten Toten. In und zwischen den Gräben hüpfen die Mitglieder der Sanitätsmannschaften, die ihres traurigen Amtes wachen. Die ersten Gefangenen begegnen uns. Alte Leute, mit vergrämten Gesichtern, keine folgen Söhne der „Grande Nation“. Zwischen ihnen Schwarz in bunter Hosenkleidung, mit frechem Grinsen auf den wulstigen Lippen. Auf Wagen und Karren haben Frauen und Kinder von belgischen Zivilisten, die von unsere Truppen hinter die Front gebracht werden. Struppige Hunde umspringen den traurigen Zug, den das Pladern drenender Geschütze gepenstig erleuchtet. Raschlospartig ziehen alle diese Wilder an uns vorbei, während wir durch die Nacht marschieren. Artillerie und Munitionskolonnen überholen uns. Ein Regimentsstab hastet auf hohen Säulen nach vorne. Uns entgegen quillt das Glend. Die Gefangenen, Zivilisten und Militärs, wehren sich. Eine Herde Rindvieh wird brüllend vorbeigetrieben. Ueber uns weg feuert die schwere Artillerie Schuß auf Schuß auf einen Punkt. „Ipern“ heißt ihr Ziel. . . .

Dermisertes.

ck. Die Stadt des Todes. Ein Berichterstatter der „Times“ der eine kurze Pause in der Beschießung zu einem Besuche von Ipern benutzte, schildert die lähmende Atmosphäre der Zerstörung und des Todes, die über der verlassenen Stadt lastet. Je mehr man in die Feuerzone dringt, um so furchtbarer wird das Bild, umso mehr empfindet man, daß man sich in einer Welt der Verwüstung befindet. „Die Hauptstraße, die auf die Kathedrale mündet, liegt weiß und leer in der Sonne, und über allem herrscht das Schweigen des Todes. Kein menschliches Wesen ist zu sehen und die Häuser, die noch Bewohner beherbergen, sind elende Gerippe. An einem Haus ist die Vorderseite völlig weggerissen worden, und die Schlafkammer mit ihren zertrümmerten Möbeln liegt offen da. An einer Stelle hat ein 42 Zentimetergeschütz eine Bresche geschlagen; auf beiden Seiten sieht man nur noch die zerflühten Mauerreste des Mauerwerks und darunter gährende Höhlen. In einem der Häuser, die noch am wenigsten gelitten haben, ist der Teppich mit dem von der Dede gefallenen Stück überzogen, aber die Möbel sind unversehrt geblieben. In einem andern Zimmer ist eine Nähmaschine augenscheinlich mitten in der Arbeit verblieben worden. Ein aufgeschlagener Roman bezeugt noch den Platz des Lesers. Es ist, als ob die Bewohner unversehens von einem Erdbeben überfallen wurden und sich nun eilends in Sicherheit zu bringen suchten. Durch die Löcher in den Häusern schimmert oft das Grün des Raubes, und wenn man die zerbrochene Luft aufsteigt, so betritt man einen einst sorgfältig gepflegten Garten, in dem die Frühlingsblumen noch von dem Geschmack des Westwinds Zeugnis ablegen. Ein kleiner Springbrunnen plätschert noch in einem feineren Becken. Aber an einer Ecke ist eine Granate in das Haus gefallen und in den verflochtenen Trümmern sind

noch Spuren menschlichen Lebens. Die Mehrzahl der Leichen ist fortgeschafft worden, aber nicht alle. Ueber allem ist ein krankhafter Geruch von Verwesung, gegen den der Duft des blühenden Fieders ohnmächtig ist. Jenseits ist die Zerstörung der alten römischen Bauten an dem Platz, auf dem die große Martinskirche und die Tuchhalle sich befinden. Auf der Südseite findet man nur noch eine Reihe hagerer Giebel, an der Nordseite sieht man nur noch eine Reihe schöner alter Kammerhöfe. Wenn man auf diesem Platz steht, so ist man wie gelähmt von dem Todesdunst inmitten der Verwüstung. Einige Dohlen frägen auf den Trümmern und ein arbeitsamer Star baut sein Nest wieder auf in einer zerbrochenen Nische. Eine altersschwache magere Kuh stößt ihren Kopf in die Ruinen und schmeißt an einer Pferdeleiche herum. Aber diese wenigen Geräusche machen das Schweigen des Todes nur noch fühlbarer, und jeder Ton wäre ja auch eine Entwehung dieses Grabes, das einst eine blühende Stadt war. . . . Die Tuchhalle hat all ihre Bogengänge und große Teile ihrer Fassaden verloren. Ihre Turmspitze wirkt wie ein isoliert gebliebenes Stück. Ihre goldene Uhr hängt ganz verloren auf einer steinernen Nische. Die Martinskirche ist eine Ruine und ihr stattlicher vierstöckiger Turm ist so zugerichtet, daß ein starker Windstoß ihn umwerfen müßte. Die meisten Fenster sind zertrümmert, auch an der berühmten Fensterrose fehlt ein Stück. Die Seitenkapellen sind in Trümmern, aber die Pfeiler stehen und zeigen noch von den schönen Nischen des Gebäudes. Der schwarzumkleidete Steinaltar ist mittendurch geborsten. In der Sakristei sind Gewänder und Leuchter durcheinander geschleudert worden, und alles ist mit dem gelben Staub der Sprengstoffe bedeckt. Auf dem dahinter liegenden Kirchhof hat sich ein großer Granatkrater gebildet, 60 Fuß im Durchmesser und 20 Fuß tief, in dem menschliche Gebeine ans Tageslicht gekommen sind. Vor der Haupttür sieht man ein seltsames Stück Ironie: nämlich ein leeres Kostament, das an allen vier Seiten die Tugenden eines gewissen belgischen Staatsmannes verherlicht, der auch Bürgermeister von Ipern war, aber die Gestalt des belgischen Bürgermeisters selbst im Gehrock und Baderbart liegt im Staub daneben. . . . Vor der Tür der Kathedrale steht ein Wagen, und ein Priester beladet ihn mit einigen Kirchenschätzen, Kelchen, Silberteilen. Ein Karmelitenbruder bringt Nachschub von einigen Leuchtern, in einer Seitenstraße. Langsam, unter beständigem Granatenfeuer werden die Ruinen befreit. Die Leichen der Tiere und Menschen sind meistens verdrängt worden. . . . Auch außerhalb von Ipern sieht es traurig aus, und der englische Berichterstatter stellt wehmütig fest, wie das gebaltene Gebiet zusammengedrumpft ist und wie die englische Front jetzt nur noch 2-3 Meilen von Ipern entfernt ist.

Das geologische Schicksal untergegangener Schiffe. Es ist kaum anzunehmen, daß die Spuren des gegenwärtigen Seerrieges auf dem Meeresboden verschwinden werden. Das eine oder andere Schiff mag allerdings der Zerstörung anheimfallen, die meisten aber dürften sich, trotzdem sie durch die Einwirkung der Torpedos oder der Minen oft nur noch in Bruchstücken vorhanden sind, durch unabsehbare Zeiten erhalten. Der Schlick, der den Boden des Ozeans in den Tiefen, um die es sich in der Mehrzahl der Fälle handelt, bedeckt, ist ein vorzügliches Konservierungsmittel. Er besteht seiner Hauptmasse nach aus Kalk, der sich in hohen Schichten als außerordentlich feinpulverige, schlammige Masse ausbreitet. Die Schiffreste werden sich zunächst mehr oder weniger tief in diesen Schlick eindrücken und dann, riefel ununterbrochen auf die noch emporgeworfenen Teile der Rumpfe wie ein feiner Regen herunter. Er begräbt nicht nur im Laufe der Zeit alles unter einer dichten Decke, er dringt auch durch die engsten Fugen und Ritzen ein. Er füllt alle Hohlräume, schmiegt sich zwischen die feinsten Ritzen der Maschinen — nach einiger Zeit gibt es auf dem versunkenen Schiff nichts mehr, das nicht ganz mit Kalkschlamm durchdrückt wäre. Es mag Millionen von Jahren dauern, bis die in Betracht kommenden Teile des Meeresbodens trocken getarnt werden. Aber es liegt kein ernstlicher Grund vor, warum wir die Möglichkeit, daß große geologische Umwälzungen sie vielleicht bis zu Bergeshöhe aufstürmen, in Abrede stellen sollen. Denn was eine zukünftige Generation, die die Schiffstrümmern mit allem, was sie bergen, aus dem harten Stein schlägt, interessante Studien an ihnen machen über die gegenwärtige Kultur und Technik, und vielleicht erheben jenen Menschen das, was wir heute mit Stolz betrachten, so kindlich und naiv, wie uns die primitiven Werkzeuge des Urmenschen, die unsere Museen zeigen.

Ein wilder „Wilder“. Von einem neuen Raupar Häuser erzählt eine interessante Mitteilung, die Dr. Hans Henning in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ macht. Im Urwald von Guatemala wurde vor einigen Jahren ein Mensch gefunden, der bis in sein Narnesalter hinein noch keinen andern Menschen, weder einen Weißen, noch einen Indianer, gesehen hatte. Er war ein ausgewachsener, sehr kleiner, auffallend häßlicher, stark behaarter Mann, offenbar eine Pygmäe, der beim Anblick des weißen Farmers, der ihn fand, in erschrockenen Schreden verfiel, aber schließlich doch erst nach tapferer Gegenwehr überwindlich werden konnte. Er verstand nicht zu sprechen, sondern stieß nur Geräusche aus. Auf die Farm geführt, verweigerte er zunächst jede Nahrung. Man ließ ihn sich seine Nahrung selber suchen und stellte fest, daß er rein pflanzliche Nahrung wählte. Später wurde er an das Essen in der Farm gewöhnt. Der Wilde war verschlossen, lachte nie, lernte mit der Zeit etwas indianisch sprechen; auch nahm er schließlich, wenn auch mit Widerwillen, Kleidungsstücke an. Zur Arbeit mußte er gezwungen werden. Vor Frauen hatte er große Scheu und lief vor ihnen weg. Er weigerte sich, sie zu sehen. Er wollte nicht ein eingeborenes Mädchen heiraten. Als er aus gewissen Vorbereitungen merkte, daß weiblicher Besuch auf der Farm bevorstand, lief er weg und kam erst nach Monaten wieder. Es schien, als ob er zurückkam, weil er sich an warme Getränke und andere Bedürfnisse gewöhnt hatte. Auch in der Folge verhielt er sich periodenweise, um immer wieder zurückzukehren. An Orte nimmt man an, daß dies Individuum als Kind im Urwald ausgesetzt worden ist und von da an ohne jede Kenntnis von Menschen lebte; die Indianer sahen es jedoch nicht als ihresgleichen auf, sondern verhöhten und verspotteten ihn und nannten ihn einen „Wilder“. Wahrscheinlich ist es, daß er der letzte Stroph eines Pygmäenwoles ist, wie es im benachbarten Honduras vorkommt. Wenn dieses Pygmäe nicht unterdrückt durch die Kultur der Farm „sterben“ worden ist, dürfte sie ein wertvolles Objekt für das Studium des — theoretisch so offkonstruerten — Naturmenschen abgeben.

Heiteres.

Lieber Simplizissimus! In einem sächsischen Gymnasium betrat der Oberlehrer mit Tränen in den Augen seine Quarta und sprach: „Liebe Schüler! Ich ist auch Jüdchen, das Passische Land unserer Sehnsucht, auf die Seite unserer Feinde getreten. Da kann mer nur so viel sagen: Quem deus perdere vult, demental prius, oder auf deutsch: „Wenn einer verdrückt werde, werd erst zurecht im Goppe.“ (Simplizissimus.)

* Jörg Widram, geboren um 1810 zu Kolmar, hat sich mit seinem Rollwagenbüchlein um die deutsche Schwank- und Schelmenliteratur verdient gemacht. Wir geben einige Proben dieser derben, altdeutschen Schwanksammlung, die auch in billiger Meckens-Ausgabe zu haben ist, hier wieder.